



DALAI LAMA DER FURCHT

ALS HUNTER S. THOMPSON IRRTE JOHNNY DEPP MIT EINEM KOFFERRAUM VOLL DROGEN DURCH DIE USA. JETZT ERSCHEINT MIT „RUM DIARY“ ENDLICH DER ERSTE ROMAN DES SKANDALAUTORS AUF DEUTSCH. **TEXT: JÖRG AUF DEM HÖVEL**

DIE PFEIFE ENTFALTETE ihre Wirkung genau in dem Moment, als wir zu unseren Kinoplätzen stolperten. Beine von Zuschauern rankten wie dunkles Wurzelwerk durch die Sitzreihen. Mit einem Bier in der rechten und einem in der linken Hand balancierte ich mit Storchenschritten über die Wurzeln, im Augenwinkel donnerte ein rotes Cabrio durch die Wüste. Noch bevor wir unsere Sitze erreicht hatten, sprang Hunter S. Thompson, gespielt von Johnny Depp, aus dem Chevy, spaddelte Richtung Kofferraum, verjagte ein paar Fledermäuse und inspizierte dann eine beneidenswert gut sortierte Drogensammlung. Wir sackten hysterisch kichernd immer tiefer in die Sessel, mein erster Schluck Bier spülte drei Minuten meinen Rachen, an Schlucken war nicht zu denken. Die Eingangssequenz von „Fear and Loathing in Las Vegas“ war 1998 eine Offenbarung. Hielten wir uns doch schon für Kenner des von

in der man nur drei Dinge bestellen kann: Bier, Rum und Hamburger.

Zurück in den USA folgt der erste Knall: Hunter Stockton Thompson taucht für über ein Jahr bei den Hell's Angels ein und zieht mit den Rockern durch den wilden Westen. Seine stark subjektiv gefärbten Erinnerungen vermischen sich mit harter Recherche und Polemiken. Er zitiert ausführlich aus Zeitungsberichten und Akten über die Rocker, nimmt an deren Gelagen teil und stellt nebenbei die Sensationslust der amerikanischen Medien bloß. Der Trip wird zur Blaupause seiner künftigen Arbeit: Vom Rande der Gesellschaft aus beobachtet er ihren maroden Kern. Trotz der Nähe biedert sich Thompson nicht bei den Bier saufenden Speed-Outlaws an. „Die kollektive Haltung der Angels war immer eine faschistische“, schreibt er in „Hell's Angels“, „ihre politischen Überzeugungen sind auf denselben

DIE GANZE WELT EIN TRIP, EINE MATRIX WOMÖGLICH, UND ÜBERHAUPT: WAS IST SCHON REALITÄT?

der Leine gelassenen Wahnsinns, hatte sich hier offensichtlich unser Meister gezeigt. Es war die erste Begegnung mit dem Totengräber des objektiven Journalismus, dem Dr. Jekyll und Mr. Hyde der Schreiber, kurzum: mit dem teuflischen Gott.

Schreiben, das war für den 1937 geborenen Thompson anfangs nur „einfacher als Algebra“, wie er sagt. Seine ersten Reportagen verfasst er für das Truppenblatt der Air Force, die Jobs bei Zeitungen und für einen Wrestling-Newsletter enden fatal, seine Südamerika-Tour als freier Autor verläuft eher mau. Hunter ist das relativ egal, solange genug Alkohol fließt und sich ab und zu eine Frau in sein Bett verirrt. In dieser Zeit – er ist gerade 25 Jahre alt – schreibt er seinen ersten und einzigen Roman, der erst jetzt auf Deutsch erschienen ist: „The Rum Diary“. Ein intensives Stück Literatur im Stile von Ernest Hemingway. Das Thema: Ein Haufen Freelancer schwitzt unter der Sonne Puerto Ricos und hängt meistens in einer Bar rum,

Retro-Patriotismus begrenzt wie die des Ku-Klux-Klan und der American Nazi Party.“ Das Buch, 1967 veröffentlicht, wird ein Erfolg. Von dem Geld kauft er sich eine BSA 650 Lightning, das damals mit Abstand schnellste Serienmotorrad. Es ist die Ära, von der Thompson bis heute zehrt und die er zugleich nie überwunden hat.

„Fear and Loathing“ passte wunderbar in die versputen 90er Jahre. Bis ins Detail ähnelte die Vorführung des dargestellten Drogentrips, die in dem verschmutzten Kino auf dem Hamburger Steindamm stattfand, meinen Erlebnissen in den trockeneisvernebelten Clubs, durch die wir uns während der letzten Jahre gerockt hatten: die ganze Welt ein Trip, eine Matrix womöglich, und überhaupt: Was ist schon Realität? Egal, vorwärts, hinein ins Vergnügen! Trotz aller Euphorie war mir im Kinosaal nicht entgangen, dass sich das Publikum spaltete: in solche, die genau nachfühlen konnte, wie es Johnny Depp alias Hunter S.

Thompson und seinem fetten Anwalt aus Samoa bei ihrer Reise erging, und in solche, die außer einem Alkohol-Vollrausch oder einer Atemtherapie noch keine außergewöhnlichen Abfahrten durch die Psyche erlebt hatten. Die einen brüllten vor Lachen, Letztere schwiegen irritiert.

Sein Faible für Drogen und hippe Randgruppen bringt Thompson später mit den Beatniks und Hippies zusammen. Ken Kesey, Autor von „Eine flog übers Kuckucknest“, lädt Thompson und einige der Hell's Angels auf seine Farm in die Nähe von San Francisco ein. Die Polizei belagert die Farm, drinnen herrscht seit Wochen der Ausnahmezustand. Eine Dauerparty ist hier wie im ganzen Land im Gang. Es geht um den Vietnamkrieg, den Weltfrieden, die größtmögliche Bewusstseinsenerweiterung und letztlich immer auch um das große Ganze. Ein riesiger Traum hat sich aufgeblasen und schwebt für einige Monate über dem Land. Und Thompson, dem schon schlecht wird, wenn er nur ein Peace-Zeichen oder Blumenmuster sieht, steht mittendrin. Zwischen Beat-Poeten wie Allen Ginsberg und solchen Showmastern wie dem Drogenguru Timothy Leary sonnen sich die Angels in ihrer neu erhaltenen Aufmerksamkeit. Nebenbei gibt es Acid für alle. Doch ein paar Wochen später ist es vorbei mit der Eintracht. Die Angels mischen eine Anti-Vietnam-Demo auf, später bieten sie sich in ei-

seinem Garten aufgehängt sind. Dann wirkt er wie ein Desperado mit kahl rasiertem Kopf, wie ein Dalai Lama der Furcht und des Schreckens. Trotzdem hat er in den USA eine große Anzahl Anhänger, seine Farm in der Nähe von Aspen/Colorado ist längst zur Pilgerstätte geworden. Aber manchmal macht Hunter S. Thompson dem Thompson-Kult selbst ein Ende: Allzu aufdringliche Fans verjagt der zornige 68-Jährige in Wildwest-Manier mit dem Schießseisen vom Gelände.

Thompson trägt den amerikanischen Traum seit nunmehr 30 Jahren zu Grabe. Sein nie versiegender Zorn wird immer wieder von dem Glau-ben gespeist, dass es nach den Morden an Kennedy, Martin Luther King und Malcolm X keine Versöhnung mit Amerika mehr geben kann. Dazu gehört sein Hass auf die Präsidenten, heißen sie nun Nixon, Ford, Reagan, Bush, Clinton, in dessen Beraterstab er kurz sitzt, oder wieder Bush. In Artikeln für den „Rolling Stone“ bekommen sie alle ihr Fett weg. Lange vor Michael Moore attestiert Thompson den USA eine verlogene Politik, eine korrupte Wirtschaft und eine nur auf Konsum geeichte Gesellschaft. Die mit dem System verbandelten Medien und den Journalismus hält er dabei für eine dunkle „Gasse zur Kehrseite des Lebens, ein dreckiges, nach Pisse stinkendes kleines Loch, auf Anordnung eines Bauamt-Inspektors zugenagelt, aber noch groß genug für einen

AUS DER TATSACHE, DASS THOMPSON EINE ZUMUTUNG FÜR SEINE UMWELT WAR, WURDE EIN GESCHÄFT.

nem öffentlichen Brief sogar als freiwillige Kämpfer in Vietnam an.

Kurz darauf soll Thompson über das jährliche Kentucky Derby berichten, das wichtigste Pferderennen der USA. Aber der Reporter pendelt in einer depressiven Phase nur betrunken zwischen Hotelbar und Schlafzimmer hin und her und schickt in einem Anflug von Wahnsinn die aus seinem Notizbuch herausgerissenen Seiten. Überschrift: „Das Kentucky Derby ist dekadent und verkommen“. Die Redakteure sind verzweifelt, die Leser begeistert: „Was für eine Sprache, was für ein Formgefühl!“. Ein Mythos ist geboren: Thompson hat im Alleingang den „Gonzo-Journalismus“ erfunden. Und er hat seinen Stil gefunden: eine aggressive, schnelle Sprache, die sich statt zu argumentieren martialischer Bilder bedient. Aus einer Zumutung für seine Umwelt, die Thompson ist, wird langsam ein gutes Geschäft. In seinen Worten: „Wenn du dafür bezahlt wirst, verrückt zu sein, kannst du so verrückt nicht sein.“ Gut so, war es doch für alle besser, wenn er seine Individualität auf der Schreibmaschine auslebte, als in, wie er es selber ausdrückte, „plötzlichen Ausbrüchen frustrierter Gewalt“.

Noch heute ballert er gerne mit einem seiner vielen Gewehre auf tibetanische Gongs, die in

Wermutbruder, sich in einer Nische am Gehsteig zu verkriechen und sich einen runterzuholen wie ein Schimpanse im Zookäfig.“ Das ist die Sprache, die wir lesen wollen.

Seit „Fear and Loathing“ spukte die Idee auch in unseren Köpfen rum, mit dieser Mischung von Nörgeln auf hohem Niveau und systematischer Breitheit eventuell sogar unseren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Nüchtern betrachtet verkörperte Thompson infantile Junggesellenfantasien: ein ungebundenes Leben, die jederzeitige Verfügbarkeit von Uppern, Downer und Heulern, die einen mächtig rauskickten oder, wenn es schlecht lief, zumindest ein inneres Gepöbel verursachten. Den Höhepunkt dieser selbstvergessenen Lust auf mehr bildete sicherlich eine Reise nach Asien, bei der ich im karnevalesken Thompson-Outfit (gelbe Sonnenbrille, Hawaiihemd, kurze Hose, Zigarettenspitze) durch das „Disko-Viertel“ von Bangkok schwebte, das Hirn mit LSD und Johnny Walker zugekleckst und mit der Reisekasse aller Beteiligten locker in der Hosentasche. Aus dem Hotel waren wir schon rausgeflogen, denn die Wanne war bis ins Zimmer übergelaufen. Und im Restaurant fuhren dann die Pappen so heftig ein, dass wir den Basmati-Reis krabbeln sahen. Ohne Angst, Rock 'n' Roll...



Grundausstattung bei Thompson: Zigaretten-
spitze, alberne Kopfbedeckung und Wumme



American Typewriter:
Thomson schreibt noch mit dem Kopf



Sein Vorname kommt nicht von ungefähr